

Kampf und Zerstörung

„Wir als Artilleristen brauchten glücklicherweise nicht zu Fuß laufen, sondern wurden auf große Wagen, die von 6 Pferden gezogen wurden, gepackt. Die Geschütze waren schon hinter der Front aufgebaut worden. Alle 4 Tage wurde eine Gruppe abgelöst und in diesem zeitlichen Wechsel ging es dann immer weiter. Während wir auf dem Wagen saßen, überflogen viele Granaten den Wagen. Bei jeder Granate zuckten wir zusammen. Das Geräusch der Granaten erschreckte uns und wir ducken uns auf den Wagen. Wir dachten: „Nun geht es zu Ende.“ Die alten Soldaten, die schon x-mal an der Front gewesen waren, konnten an dem Geräusch der Granaten hören, dass sie uns nichts taten und weit über uns hinweg gingen. Sie lachten dann über uns. Da dachten wir: „Naja, das kann ja nicht so schlimm sein.“ Später haben wir auch gelernt, wie es mit den Granaten ist.“

„Der Chemin-des-Dames gehörte zu den in den Vorjahren hart umkämpften Gebieten, von dauerndem Granatenbeschuss umgeflügt. Von ganzen Wäldern waren nur noch mannshohe Stümpfe übriggeblieben, die zum Teil in Sperrbauten einbezogen wurden.

Es war ein trostloses Umland. Mit dieser Landschaft fand man sich als Soldat aber schnell ab, es war eben das Kampfgebiet.“

„Am anderen Morgen habe ich beim Aufwachen das Trümmerfeld vor mir gesehen und erkannt, was der Somme-Krieg bedeutete. Was da alles vor einem lag! Verendete Pferde, eine kaputte Feldküche. Es muss vor unserem Eintreffen ein schweres Artilleriegefecht gegeben haben, denn wie wir kamen, war es ruhig. Es war alles zerstört.“

„Man schoss nach der Karte. Um die feindliche Artillerie genau kennenzulernen, musste man das Flugzeug besteigen. Vor mir saß der Flugzeugführer, das war ein Unteroffizier, und hinten saß ich als Offizier wie in einem Paddelboot, breitbeinig und festgeschnallt. Durch ein Loch im Boden des Flugzeuges schob man einen Kasten mit einem fotografischen Apparat und fotografierte das Gelände. Die hinter der Front entwickelten Fotos bekam die Artillerie, und sie zeichneten im Verhältnis 1: 100 000 in unseren amtlichen Karten die feindlichen Stellungen ein.“

„In der Nacht wurde eigentlich wenig geschossen, weil der Feind damals schon mit Apparaten leicht den Feuerschein feststellen konnte und wir dann beschossen werden konnten. In den frühen Morgenstunden oder der Abenddämmerung ging von beiden Seiten das Trommelfeuer los. Obwohl vorgeschrieben war, dass in diesen kleinen Geschützen nur soundso viel Granaten verschossen werden durften, wurde eine Granate nach der anderen in das Rohr geschoben, sodass die Rohre oft glühten und dann, was auch verboten war, holte man einen Eimer Wasser und goss es in das Rohr. Das Wasser verdampfte sofort, und dann wurde weiter geschossen.“

„Eine grausige Erinnerung habe ich doch noch an meine Zeit in der Maschinengewehrkompanie. Wir lagen vor einer Höhe und um uns herum war es vollkommen ruhig. Es passierte überhaupt nichts. Man ging auf der Deckung spazieren. Aber plötzlich sahen wir im Nachbarabschnitt eine Welle der Franzosen nach der anderen. Sie griffen über eine Höhe die dortige Stellung an, der wir von der Seite Flankenschutz geben konnten. Wir richteten unsere Maschinengewehre ein, lagen da und bewegten das Gewehr nur rauf und runter. Das genügte. Man sah die Franzosen bis zu einer bestimmten Grenze kommen, dann fielen sie um. Sie kamen einfach die Anhöhe nicht hoch, denn zwangsläufig liefen sie in den Maschinengewehrstrahl hinein. Weg waren sie. Die

angegriffene Stellung war dadurch entlastet worden. Als der ganze Schlamassel vorbei war, sah man eine ganze Reihe Franzosen am Boden liegen und musste sich klar machen, dass man selbst der Urheber gewesen ist. Ich hatte schwer daran zu kratzen.“

„An dem Tag, an dem die englischen Tanks kamen, waren wir in der ersten Gruppe. Im Abstand von 50 bis 80 Metern tauchten sie plötzlich auf. Es waren Hunderte. Wir waren platt. Wir haben ja gar nicht gewusst, dass der Engländer Tanks hatte. Die englische Artillerie und unsere haben dauernd geschossen, man hat nichts mehr gesehen und gehört. Sie sind nicht schnell gefahren, vielleicht 30 bis 40 Kilometer. Auch die Tanks haben immer geschossen, sie haben drei, vier leichte Flakgeschütze gehabt. Hinter ihnen sind englische Infanteristen gelaufen. Die sind nicht weit gekommen. Unsere Artillerie hat in die Tanks reingeschossen. Bei Tanks, die getroffen worden waren, ist die Besatzung oben herausgestiegen und hat sich ergeben. Als die Tanks etwa hundert Meter an uns herangekommen waren, rief unser Leutnant oder Unteroffizier: „Zurück!“ Wir konnten ja nichts mehr machen. Wir sind durch die Laufgräben zurückgelaufen und haben vorne die Tanks über die Gräben rollen sehen. Später hat man bei uns drei bis vier Kilometer weiter hinten Gräben von drei Metern Durchmesser

und 1,50 Meter Tiefe gegraben, über die die Tanks dann nicht mehr hinweggekommen sind.“

„Wir haben nur frisierte Meldungen bekommen. Die einzelnen Regimenter hatten ihre eigenen Nachrichtenleute, die aber nur das Notwendigste herausgegeben haben. Da hat es zum Beispiel im Heeresbericht geheißen: „Der Frontbogen wurde begradigt!“ Jetzt hat der Funker gefragt: „Wohin ist der Bogen begradigt worden?“ Darüber wurde geschwiegen. Nur wenn dies bei der eigenen Division geschah, hat man natürlich doch ein wenig mehr davon mitbekommen. 1917 war ich im Oberkommando für den Osten in Litauen. In einem großen Gebäude war die Nachrichtenzentrale untergebracht. Auf einmal kam die Nachricht vom kaiserlichen Hauptquartier: „Alle Pressestellen sind anzuweisen, dass das Auftreten von Panzern an der Westfront absolut keinen Wert hat. Sie sind völlig ungefährlich und ein kleiner Graben kann von ihnen schon nicht überwunden werden.“ So ungefähr in dieser Form sollte berichtet werden. Von dieser Anweisung musste natürlich fächerartig wieder die anderen Stellen in Kenntnis gesetzt werden. Später habe ich daran denken müssen. Gleichschaltung der Zeitungen wie bei Adolf Hitler auch.“

„In Flandern hatten wir furchtbare Verluste. Und die armen Verwundeten mussten zu Fuß zum Bahnhof gehen. Auf Stöcken krüppelten sie längs. Wir hatten in der Telegrafienabteilung ja Pferde und Wagen und sollten von der Bahn aus die Munition nach vorne bringen. Da habe ich vorgeschlagen: „Wir können doch die Leute zum Bahnhof fahren.“ Aber das war verboten, wir durften keine Verwundeten fahren. Ich habe die armen Leute gesehen, wie sie auf der Straße kochen, einige auf dem Bauch. Da erst bin ich dahinter gekommen, dass der Krieg schlecht ist.“

„Man fühlte sich als Leutnant - im Stellungskrieg vor allem - für die Leute, die einem unterstellt waren, verantwortlich. Innerhalb eines bestimmten Grabenabschnitts, mit soundsoviel Unterständen musste man dafür sorgen, dass die Leute einigermaßen anständig untergebracht waren, dass sie sich nicht leichtfertig im Gelände herumtrieben, und man musste auch dafür sorgen, dass die Verpflegung rechtzeitig ankam. Man betreute die Männer manchmal auch seelisch, wenn sie Kummer hatten, so gut man das als junger Mann konnte.

Ich bin im Dezember 1915 mit 19 Jahren Leutnant geworden. In den folgenden Jahren 1916 und 1917 bin ich dann etwas gereift und konnte den Männern trotz meiner geringen Lebenserfahrung doch irgendwie zur Seite stehen. Ich habe zum Beispiel

auch einige Briefe an Angehörige von Gefallenen schreiben müssen. Das war natürlich für mich als junger Mensch eine sehr bittere Sache. Wenn ihm ein Arm abgerissen war und er dann verblutet ist, hat man das natürlich nicht erwähnt, sondern geschrieben, dass er nicht hat leiden müssen, sondern gleich tot war.“

„Alle Offiziersanwärter mussten sich beim Bataillon melden. Wir standen zu 20 Mann in einer Reihe, der Adjutant kam und unterhielt sich sehr freundlich mit uns: „Schickt Briefe nach Hause an eure Eltern. Lasst euch eure Schulabgangszeugnisse schicken, Euer Abi-Zeugnis oder von der Polizei ein Leumundszeugnis, und wenn ihr in vier Wochen wieder hinten seid, gebt mir die Papiere.“ Ich schrieb meinen Eltern und kriegte keine Antwort.

Nach vier Wochen mussten wir wieder nach hinten. „Ihre Papiere?“ Ich war zuvor mit den anderen Offiziersaspiranten zum Festmahl der Offiziere zu Kaisers Geburtstag eingeladen worden. Von dem Moment an, wo ich meine Papiere nicht hatte, war ich nicht mehr dabei. Anscheinend nahmen sie an, dass mein Vater Sozialdemokrat war. Ich habe dadurch viel Ärger und Zurücksetzung erfahren. An sämtlichen Aktionen an der Front, bei denen eventuell etwas mehr Gefahr drohte, musste ich ran. Später sprach ich meinen Vater darauf an, warum er mir die Papiere nicht geschickt hätte.

„Mein lieber Sohn, ich bin ja nie Soldat gewesen, aber ich kann mir vorstellen, dass du als Unteroffizier mal hin und wieder, wenn es brenzlich ist, deinen Kopf in den Sand stecken kannst. Aber wenn du Offizier bist, kannst du es nicht mehr. Dann musst du mit dem Degen deinen Leuten vorangehen. Er hat recht gehabt. Ihm habe ich es zu verdanken, dass ich mit Ihnen hier sitze und mich unterhalte.“

„Als ich krank wurde, wollte ich eigentlich nichts sagen. Wer sich nämlich morgens krankmeldete und dann nicht krankgeschrieben wurde, kriegte zwei Stunden Strafoxerzieren. Ich wollte lieber wieder ins Feld gehen, da kam aber ein Arzt und fuhr mich nach Rethel ins Feldlazarett. Meine Eltern erkundigten sich. „Der Zustand ihres Sohnes ist bedenklich. Es liegt in Gottes Hand, ob er durchkommt.“ Es ging mir ganz schlecht. Enormer Durchfall. Und dennoch wagte man nicht, sich krankzumelden. Es war traurig.“

„Wir hatten auch zwei Brüder aus Schlesien in unseren Reihen, die sollten beide den anderen Tag in Urlaub fahren. Die beiden Jungs waren nie zusammen gewesen, aber den Abend wollten sie besprechen, wann sie los wollten und so weiter. Da bekam ihr

Unterstand einen Volltreffer, beide waren tot. Die Kompanie hat anschließend ihrer Mutter Geld geschickt. Viele haben ihre ganze Löhnung gegeben.“

„Ich weiß nicht mehr, wo wir jungen Soldaten im Osten ausgeladen wurden. Das Regiment war ja schon weg und so mussten wir hinterherlaufen. Ein Leutnant, den wir bis dahin gar nicht kannten, führte uns. Wir marschierten immer weiter, ohne unsere Truppe zu erreichen. Es war alles fremd für uns. Nach tagelangem Marsch kamen wir zu unserem Regiment, dem Landwehrregiment 142. Dort ging mein Leiden erst richtig los. Ich wurde einer Kompanie zugeteilt, das waren nur ältere, schon erfahrene. Ich war der jüngste, musste immer laufen. Mit mir konnten sie machen, was sie wollten. Da habe ich ein bisschen Heimweh bekommen. Mit der Zeit hat sich das zwar gegeben, aber der Anfang war schlimm. Mit den älteren Leuten konnte man sich auch kaum unterhalten. Wir kamen dann an den Bug, wo wir uns eingruben. Wir konnten nicht über den Grabenrand hinweg gucken, der Russe schoss sofort. Da hatte ich anständig Angst. Vor uns brannte alles. Man konnte niemanden fragen, da wurde man ausgelacht. Zuletzt wird man aber frecher. Man lässt sich nicht mehr alles gefallen. Da ist man schon ein alter Soldat.“

„Wir Rekruten wurden einem bestimmten Abschnitt der 3. Kompanie, die vorne im ersten Graben lag, zur Verstärkung zugeteilt. Jetzt kamen wir da an und wollten mit in den Unterstand. Die im Unterstand sagten: „Ist voll hier, hier passt keiner mehr rein. Baut euch mal selbst einen Unterstand!“ Wir mussten also jetzt sehen, dass wir einen Unterstand fertig brachten. Dazu brauchten wir Holz, und Holz konnten wir nur holen bei den Hausruinen, die zwischen den Linien im Niemandsland lagen. Wir machten dies als Neulinge am Tage. Als wir das zurechtgelegte Holz nach hinten schleppen wollten, gerieten wir in einen Artillerieüberfall. Ich schätze, er dauerte eine halbe Stunde. Es war Granate an Granate, sogenanntes Sperrfeuer. Wir konnten nicht gleich zurück und jeder verkroch sich in einem Trichter. Wir empfanden das Feuer als erheblich, sind aber ohne Verluste davongekommen. Ich habe meine große Enttäuschung noch in Erinnerung, dass die Kameraden nicht einfach mal zusammenkrochen und uns in den Unterstand hineinließen und dass der Unteroffizier dies duldete.“

„Wissen Sie, in solchen Verhältnissen ist nicht viel mit Kameradschaft. Jeder hat mit sich zu tun. Zu essen gab's wenig und schlecht, manchmal auch gar nichts. Da sieht jeder zu, wie er am besten durchkommt. Der Tag verging mit Arbeit und dann waren Sie froh, dass Sie sich irgendwo hinlegen konnten.“

„Man hatte an der Front gar keinen wirklichen persönlichen Kontakt. Wir sind in Stellung gegangen, und wenn wir anschließend wieder zurück ins Quartier kamen, dann waren wir auch wieder verteilt. Ich bin immer ein Alleingänger gewesen und habe mich auch später im Leben nur schwer angeschlossen. Ich will Ihnen was sagen, bei so einem Kampf wie nachher von Douaumont kennt einer den anderen nicht mehr. Die Truppen sind ja so durcheinandergeraten, die Kompanien gehen nicht mehr allein, sondern gehen meinetwegen im Bataillon auf. Man hat auch gar kein Interesse am anderen, sieht nur, dass man seine Pflicht tut und wieder rauskommt. Diesen Zustand kann man nicht beschreiben. Man weiß nicht einmal, warum man seine Pflicht tut.“

„Im Winter 17/18 nahm ich an der Offiziersausbildung in Vouziers teil. Eines Tages kam ein Kamerad auf mich zu und erklärte mir mit ausgesprochener Selbstverständlichkeit und in einem solchen Ton der Überlegenheit.: „Was die Deutschen können, dazu haben wir auch das Recht.“ Er war hochgebildet, Gymnasium hinter sich, sonst ein feiner Herr, aber ein Supernationalist. Damals ging es ja darum, ob wir Belgien behalten durften, Siegfriedfrieden. Obwohl wir uns sonst sehr gut verstanden, gehörte dieses Gespräch zum Erschütterndsten, was ich im Krieg erlebt habe.“

Quelle: Wolf-Rüdiger Osburg: *Hineingeworfen. Der Erste Weltkrieg in den Erinnerungen seiner Teilnehmer.* Aufbau Verlag, 2. Aufl., Berlin (2020).